

Psychotherapeut 2006 · 51:XXX–XXX
DOI 10.1007/s00278-006-0501-2
© Springer Medizin Verlag 2006

Redaktion
B. Strauß, Jena

M.H. Wiegand · F. von Spreti · Hans Förstl (Hrsg.)

Schlaf & Traum

Neurobiologie, Psychologie, Therapie

Stuttgart, Schattauer 2006, 270 S., ISBN 3-7945-2386-5, € 49,95



Im Mai dieses Jahres wurde der 150. Geburtstag S. Freuds in den Medien ausgiebig gewürdigt; psychoanalytische Gesellschaften und Vereinigungen haben ihn in der Hauptstadt und in vielen anderen Städten gefeiert. Was fehlt ist die Sonderbriefmarke der Post – und dann ab ins Museum? Zumindest für das Phänomen des Traumes und seine Einbettung in den Schlaf gilt dies nicht, meinen die Herausgeber dieses Bandes, der wohl die überarbeitete Fassung von Vorträgen eines Münchener Symposiums enthält. Denn der Traum sei „bereits seit einiger Zeit zum einem „heissen“ Thema der modernen Neurobiologie geworden“. Da weder die Öffentlichkeit noch die psychiatrische Fachwelt dies bemerkte, habe das facettenreiche Thema trotz mancher neurobiologischer Entzauberung nichts von seinem Reiz verloren (Vorwort).

Je nach Interessenlage gibt der Band verschiedene Einstiegsmöglichkeiten, denn der verführerische Reiz des Buches liegt da-

rin, dass dem Geschmack diverser Leser Rechnung getragen wird.

Zur Einstimmung streift der Medizinhistoriker von Engelhardt das Verständnis des Traumes und des Träumens in Antike, Mittelalter und Neuzeit. Er erinnert an bekannte und unbekannte Lese Früchte, macht neugierig, und eröffnet den Weg in das weite natur- und kulturwissenschaftliche Feld des Traums. So kann es reizvoll sein, gleich an das Ende des Buches zu gehen, wo der musikinteressierte Laien von Steinberg eingeladen wird, die Beschreibung von Traum und Wahn besonders durch die Musik von Berlioz, Wagner, Bellini u.a. Komponisten neu zu hören. Von hier aus erschließt in einer wahren tour de force – von der Vor- und Frühgeschichte bis zur Psychoanalyse – Förstl Träumen als sujet der bildenden Kunst und Literatur mit beispielhaften, knapp und dicht verfassten Textabschnitten. Wer diese dichte Vielfalt der Verweise ausführlicher zu studieren wünscht, sollte unbedingt die umfängliche, kenntnisreiche Monographie von P.Alt „Der Schlaf der Vernunft – Literatur und Traum in der Kulturgeschichte der Neuzeit“ (München 2002) zu Rate ziehen, die Förstl zu Recht erwähnt.

Nicht länger sollte aber der Leser sich die Kontroverse um die angebliche neurobiologische Entzauberung des Träumens vorenthalten. Denn Freud wollte nicht nur die Deutung von Träumen mit seinem opus magnum leisten, sondern beanspruchte mit dem siebten Kapitel der „Traumdeutung“ eine Theorie der Entstehung des Traums vorzulegen. Wiegand gelingt es in diesem Kapitel eine gut lesbare, ausgewogene Darstellung der verschlungenen Wege nach zu zeichnen, die seit der Entdeckung des REM-Schlafes in den fünfziger Jahren gegangen wurden. Experimentell-psychologische Traumforschung sui generis, wie sie Siebenthal (1953) in seiner Monographie

Übersicht

M.H. Wiegand, F. von Spreti, H. Hörstl

Schlaf & Traum. Neurobiologie, Psychologie, Therapie

XXX

kurz davor noch geben konnte, wurde für Jahrzehnte durch das Paradigma einer Schlaf-Traum-Forschung abgelöst. Am bekanntesten – und wohl auch am anstößigsten für die freudianische Welt – war die Papierkorb-Theorie des Träumens von Hobson und Mc Carley (1971); weniger bekannt wurde Hobsons sorgfältige Weiterentwicklung des Modells der reziproken Innervation aminerg und cholinerg Neuronenpopulationen zu einer „Aktivierungs-Synthese Theorie“ (Hobson et al. 2002). Die Lektüre dieses Kapitels ist deshalb für Psychotherapeuten bedeutsam, weil diese Theorie einen Generalangriff auf die Bedeutunghaftigkeit des Traums darstellte. „Die Theorien von Allen Hobson und seinen Mitarbeitern haben über Jahrzehnte die Forschung und Hypothesenbildung im Bereich der neurobiologischen Traumforschung in einem Maße dominiert, dass man schon von einer <herrschenden Lehrmeinung>, wenn nicht gar von einem <Paradigma> sprechen konnte“ (S.29). Auf dem Kampfplatz ist inzwischen mit dem in London ausgebildeten M. Solms ein Neurowissenschaftler und Psychoanalytiker erschienen, dessen neurobiologische Traumtheorie in vielen und entscheidenden Punkten vom Hobson’schen „REM-Schlaf Paradigma“ abweicht. Diese aktuelle und hoch kontroverse Diskussion – die in Journalen mit hoher wissenschaftlicher Wertigkeit geführt wird – verständlich dargestellt zu haben, ist ein grosses Verdienst dieses Wiegand’schen Kapitels.

Neben der Neurobiologie hat sich auch die experimentell-psychologische Traumforschung seit ihren Anfängen bedeutsam weiterentwickelt, wie Schredl in der kundigen Übersicht verdeutlicht. Seiner Sicht nach muss solche Forschung zunächst eine deskriptive Aufgabe leisten, muss dann Einflussfaktoren auf den Trauminhalt untersuchen und letztlich die Auswirkung von Träumen auf das nachfolgende Wachleben diskutieren. Seine reichhaltigen Befunde, die auch auf die Arbeiten der Züricher Gruppe um Strauch und Meier (2002) verweisen, bestätigen die adaptive Funktion des Träumens und unterstreichen die problemlösende Funktion.

Vertieft wird diese Sichtweise durch die detaillierten Ausführungen von Hallschmid und Born, die die Rolle des Schlafs für die prozedurale und deklarative Gedächtnisbildung resümieren. Schlaf sei nicht gleich Schlaf zeigen die detaillierten Studien zu verschiedenen Schlafstadien, und klinisch besonders relevant dürften die Befunde zur Bedeutung des REM-

Schlafes für die Mechanismen emotionaler Gedächtnisbildung sein (S.90). Ob wir – wie manche Wissenschaftler – im Schlaf zur Erkenntnis gelangen, dürfte wohl der interessante Aspekt des reichhaltigen Kapitels sein. Die Verfasser sind sich jedenfalls sicher, dass der Schlafzustand optimale Bedingungen bietet, „um frisch encodierte Gedächtnisspuren <offline> erneut zu prozessieren, zu stabilisieren und in Langzeitgedächtnisinhalte zu integrieren“.

Die Rolle von Affekten im Traumgeschehen diskutieren Rüther und seine Göttinger Mitarbeiter. Sie schlagen mutig eine Brücke von hirnstamm-gebundenen neurophysiologischen Vorgängen zu psychoanalytischen, REM-Schlaf assoziierten Traumfunktionen. Ihr Ansatz hebt den scheinbaren Widerspruch „zwischen den verschiedenen Interpretationen des REM-Schlafes als entweder <neuronales Gewitter ohne Funktion> oder als physiologisches Korrelat der Träume als Ausdruck unerfüllter Wünsche zumindest ansatzweise auf“ (S.121). Ihrer Sichtweise nach ist es die Schwächung der kognitiv ordnenden und stabilisierenden Kontrolle – als Folge des Erliegens des hemmenden serotonergen Einflusses auf den frontalen Kortex – die eine assoziative Lockerung der Hirnfunktionen bewirke. Damit könnten nicht nur bestehende affektive Muster assoziativ abgerufen werden, sondern es können auch neue Muster spielerisch erprobt werden. Diese Botschaft macht dieses Kapitel für den Kliniker lesenswert. Sie legt nahe, dass bei der Arbeit mit Träumen besonders Wert auf die Bearbeitung der Traumaffekte gelegt werden sollte.

Diese Kapitel sind deshalb besonders wertvoll, weil sie den Kliniker an eine sicherlich nicht einfache Materie behutsam heranzuführen.

Auf vertrautem Boden steht der Kliniker bei Sellschopps Ausführungen zur psychoanalytischen Traumdeutung. Auch wenn sie zu stimmend Strauchs schon zwanzig Jahre alte Auffassung zitiert, es sei wohl auch in Zukunft nicht zu erwarten, dass die bewährte Praxis der Trauminterpretation der verschiedenen psychotherapeutischen Schulen durch die Ergebnisse der Traumforschung beeinflusst werde, da der Traum im therapeutischen Prozess seinen eignen Stellenwert habe, muss sie konzedieren, dass der zunehmende Pluralismus der modernen Psychoanalyse Einigkeit in Bezug auf das Regelwerk der Traumdeutung nicht mehr erlaubt (S.131). Ihr klinischer Beitrag kontrapunktiert die naturwissenschaftli-

chen Untersuchungen und betont dabei die Bedeutung des Tagesrestes als Fokus für die therapeutische Arbeit, wie sie an einem bewegendem Beispiel verdeutlicht. Nur hintergründig lassen sich Hinweise auf die reichhaltigen systematischen Analysen von U. Moser erkennen, die m.E. der kühnste und originellste Beitrag zum psychoanalytischen Verständnis von Traumprozessen sind.

Zwischen klinischer Deutungstätigkeit und objektivierender naturwissenschaftlicher Analyse stehen Untersuchungen von tonbandaufgezeichneten Traumerzählungen mit qualitativen, diskursanalytischen Methoden. Einen Zugang hat die Züricher Arbeitsgruppe um Boothe mit der Erzählanalyse JAKOB gefunden, deren Methodik eine Dramaturgie auch in Traum-Erzählungen aufzuspüren vermag. Am Beispiel des Musterfalles Amalie X (vgl. Kächele et al., 2006) dokumentiert Mathys die Leistungsfähigkeit des Verfahrens und Boothe selbst portraitiert das Bild des Psychoanalytikers, wie dieser ihr sich aus den Traumerzählungen der Patientin erschliesst. Man möchte gerne den Analytiker befragen, der diesen Spiegel vorgehalten bekommt.

Nicht immer sind Träume gern gesehene Gesellen; Alpträume und andere Gespenster der Nacht seziert Kapfhammer in seinem Beitrag. Darüber hinaus verweisen seine polysomnographischen Untersuchungen auf eine physiologische Basis, die insbesondere einen Kontext von posttraumatischen Verarbeitungsprozessen nahe legen.

Was den Traum schon immer zu einem potentiell gefährlich schönen Objekt gemacht, bildet für von Sprei die Brücke zu den Bilderwelten psychotisch Erkrankter, denen sie in langjähriger kunsttherapeutischer Arbeit nahe kommen konnte. Hier verwischen sich die Grenzen, denn wer träumt, hat Recht, sei er nun normal oder verrückt. Sie weist auf das bekannte Stück von Calderon de la Barca: „Das Leben ein Traum“ hin, womit noch einmal nachdrücklich der Reichtum des Buches gefasst wird.

Offensichtlich gilt noch immer: es lohnt zu träumen, sei es als Bloch’scher Tagtraum oder sei es ein Nachtraum. Es lohnt sich, dieses Buch löffelweise sich anzueignen. Es polarisiert nicht, sondern trägt zusammen was Neurowissenschaft und Kulturwissenschaft und Therapeutik zu dem Faszinosum Traum beizutragen haben.

Horst Kächele (Ulm)